

Piazza ist ein hochgradig evokatives Wort: Sofort erstehen vor dem inneren Auge trutzige Kommunalpaläste aus dem zentralitalienischen Mittelalter, ornamental verspielte Pflasterungen oder palladianische Arkadenfluchten aus der Hochrenaissance. Brandreden von Savonarola, das Donnern der Pferdehufe beim Palio, das Knistern von Giordano Brunos Scheiterhaufen und ein salbungsvoller Urbi-et-orbi-Segen erfüllen das Ohr. Jeder weiß, wenn das Wort „piazza“ fällt, dann geht es um Gesellschaft, dann geht es um Politik, dann geht es ums Ganze – es sei denn, man liest ihn in einer Vermarktungsbroschüre für ein beliebig aussehendes aber verboten teures Wohnbauprojekt.

Wohl keine Stadt auf der Welt ist derart reich an Plätzen unterschiedlichster Form und Größe wie Rom. Mitten in seinem Zentrum liegen zwei Plätze direkt nebeneinander, die man seit der Gründung der Republik 1946 als Italiens politische Herzkammer ansprechen kann: Piazza Colonna, an der der Ministerpräsident, bald die Ministerpräsidentin residiert, und Piazza di Monte Citorio, an der das Parlament tagt.

Konnte man bis vor einigen Jahren noch an der Tür des Ministerpräsidenten vorbei zum Abgeordnetenhaus schlendern, ist dies schon seit einiger Zeit nicht mehr möglich; denn es wurde nicht etwa eine kleine Pufferzone vor den beiden Eingängen eingerichtet, nein, beide Plätze wurden einfach komplett abgesperrt. Im Sinne des „strategic urban planning“ wurden hier keine Anstalten gemacht, die Intention auch nur ansatzweise zu verschleiern: Ansammlungen sind dort, wo die demokratische Exekutive tätig ist, ausdrücklich nicht erwünscht. So wird der Res Publica, der „öffentlichen Angelegenheit“, Hohn gesprochen.

Vor diesem Hintergrund darf es dann auch niemand überraschen, dass eine, die sich als Volkstribunin aufspielt, so viel Zustimmung an den Urnen findet. Spannend wird freilich sein, ob diese beiden symbolträchtigen Plätze unter ihrer Ägide wieder geöffnet werden. Oder soll sie etwa eine Balkonrede, wie sie ihr historisches Vorbild so gerne ein paar hundert Meter weiter vom Palazzo Venezia aus hielt, vor leerem Platze schwingen?

Von wegen piazza aperta

Leonardo Costadura

kam wie immer beglückt und besorgt zugleich aus der Ewigen Stadt zurück. Wo die Vergangenheit allgegenwärtig ist, dort ist (vielleicht gerade deswegen) ein Zukunftslabor.



Im Dieselkraftwerk Cottbus sind Lichtbilder der lichtlosen Stunden ausgestellt

Nacht im Museum

Text **Oliver G. Hamm**

Das ehemalige Dieselkraftwerk in Cottbus, seit 2008 Teil des Brandenburgischen Landesmuseums für moderne Kunst, ist immer eine Reise wert. Von Werner Issel unter Mitwirkung von Walter (auch: Waltar) Klingenberg im Stil der Neuen Sachlichkeit (Maschinenhaus) bzw. des Backsteinexpressionismus (Schalthaus) entworfen und 1927 fertiggestellt, weckten es Anderhalten Architekten mit ihrem Umbau zum Museum aus einem seit den 1960er Jahren andauernden Dornröschenschlaf (Bauwelt 19.2008). In einem der als „Haus im Haus“ eingefügten Ausstellungskuben wird derzeit eine Ausstellung mit dem vielversprechenden Titel „Nachts“ gezeigt. Auf zwei Etagen sind insgesamt rund einhundert Fotoarbeiten zu sehen, sowohl in Einzelbildern als auch in fotografischen Serien. Die Architektur und der Stadtraum, soviel sei gleich verraten, spielen dabei leider nur eine Nebenrolle. Vielmehr stehen die Facetten des Lebens zwischen dem Einbruch der Dunkelheit und dem Beginn der Morgendämmerung im Fokus der Schau.

Gleich zwei Fotografen rücken ihren Motiven mit Infrarotlicht zu Leibe: Erasmus Schröter (1956–2021) lichtete in der DDR Nachtschwärmer ab – etwa drei Tänzerinnen in Paillettenkleidern („Auf einem Tanzturnier“, 1980), die wie aus dem Nichts auftauchen. Sabine Springer kombiniert in ihrer 2010 entstandenen Serie „solenn“ (lateinisch für „würdevoll“) schwarzweiße Rückansichten von Prostituierten mit farbigen Detailaufnahmen ihrer Arbeitsorte, deren Schabigheit durch die grelle Buntheit überstrahlt wird. Auch Michael Schade (1964–2004) vermittelt mit seinen Porträtfotos aus Bangkok und Phnom Penh

Eindrücke des Rotlichtmilieus; dem Serientitel „Paradise Parks“ (1999–2001) zum Trotz, zeigt er vor allem einsame Gestalten mit traurigem Blick.

Von einer ganz anderen Art von Nachtarbeit erzählt die Serie „Bitter Honeydew“ (2009–15), mit der uns Kirill Golovchenko (*1974) an Geschehen auf sommerlichen Märkten an ukrainischen Fernstraßen teilhaben lässt, an denen sich fliegende Obst- und Gemüsehändler in Zelten, Bretterhütten und Wohnwagen provisorisch eingerichtet haben; ein Junge auf einer Decke mit Sternendekor nimmt ein Nachtbad unterm Sternenhimmel. Schlicht „Nachtarbeit, Frankfurt (Oder)“ ist die 1992 als Auftragsarbeit des brandenburgischen Frauenministeriums entstandene Dokumentation des nächtlichen Wirkens in einem Krankenhaus und einer Putzkolonne am Bahnhof betitelt. Ingrid Hartmetz rückt die mühsame Arbeitsallnacht der Putzkolonnen ins fahle Licht ihrer Schwarzweiß-Aufnahmen.

Stephanie Steinkopf begleitete für ihre Serie „VOGELFREI“ (2013–15) obdachlose Frauen von Mitte fünfzig bis Mitte siebzig. Ihre bei aller Armseligkeit der Umstände würdevollen Porträts geben den Frauen am Rande der Gesellschaft eine ungewohnte Sichtbarkeit – und konfrontieren die Betrachter mit einem sonst oft ausgeblendeten sozialen Missstand. Olaf Rößler blendet den Mensch gleich ganz aus in seiner Serie „black as pitch“ (2012–16). Bei seinen nächtlichen Streifzügen durch die Lausitz entdeckte er Orte und Landschaften, die wir nur aufgrund des eingefangenen Restlichts der Nacht überhaupt erkennen können; als eigentlich vertraute Bildmotive sind sie im Dunkel nur schwach erkennbar und